

Esther
Kinsky **Rombo**



Roman Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5311

»Ein Erdbeben ist doch, als bewegte sich etwas Gewaltiges im Traum. Oder als wäre einem Riesen nicht wohl im Schlaf. Und das Erwachen ist eine neue Ordnung der Dinge in der Welt. Da wird der Mensch mit seinem Leben so klein wie der kleinste Stein im Fluss.«

Im Mai und im September 1976 erschüttern zwei schwere Erdbeben eine Landschaft im nordöstlichen Italien. An die tausend Menschen sterben unter den Trümmern, unzählige sind ohne Obdach, viele verlassen ihre Heimat. In Esther Kinskys preisgekröntem Roman berichten sieben Bewohner eines abgelegenen Bergdorfs, Männer und Frauen, von ihrem Leben, in dem das Beben tiefe Spuren hinterlassen hat. Von der gemeinsamen Erfahrung von Angst und Verlust spleißen sich bald die Fäden individueller Erinnerung ab und werden zu eindringlichen und berührenden Erzählungen tiefer, älterer Versehrung.

»Ein Sprachkunstwerk von emotionaler Wucht.« SWR2

Esther Kinsky wurde in Engelskirchen geboren und wuchs im Rheinland auf. Für ihr umfangreiches Werk, das Lyrik, Essays und Erzählprosa ebenso umfasst wie Übersetzungen aus dem Polnischen, Russischen und Englischen, wurde sie mit zahlreichen namhaften Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem Kleist-Preis 2022.

Weitere Titel der Autorin im Suhrkamp Verlag: *Weiter Sehen* (BS 1544), *Schiefern. Gedichte* (2020) und *Hain. Geländeroman* (st 4951).

Esther Kinsky
Rombo

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5311
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2021
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner
Umschlagabbildung: Erhaltenes Fragment des Fresko
in der Apsis der Chiesa di Sant'Andrea Apostolo, Venzone.

Foto: Esther Kinsky

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47311-5

www.suhrkamp.de

Rombo

»Finito questo, la buia campagna
tremò sì forte, che dello spavento
la mente di sudore ancor mi bagna.
La terra lagrimosa diede vento,
che balenò una luce vermiglia
la qual mi vinse ciascun sentimento«

DANTE ALIGHIERI, LA COMMEDIA,
INFERNO, CANTO III, V. 130-135.

Unbeknownst to me at the time, I just wanted to be seen.

C. FAUSTO CABRERA, THE PARAMETERS OF OUR CAGE.



Eine der wenigen Erscheinungen, welche fast immer die Erdbeben begleiten und sie oft ganz kurz vorher ankündigen, besteht in einem eigenthümlichen unterirdischen Geräusch, welches fast überall, wo seiner Erwähnung geschieht, von derselben Beschaffenheit zu seyn scheint. Es besteht dieses Geräusch aus dem rollenden Tone einer aneinander hängenden Reihe von kleinen Explosionen, und man vergleicht es oft dem Rollen des Donners, wo es in geringerer Stärke statt findet, mit dem Rasseln vieler Wagen, welche hastig über ein holpriges Steinpflaster fahren. ... In Peru scheint die Stärke dieses eigenthümlichen Schalls in geradem Verhältnisse mit der Stärke der darauf folgenden Erschütterungen zu stehen; dasselbe erzählt man auch von Calabrien, wo man diese gefürchtete Erscheinung *il rombo* nennt.

FRIEDRICH HOFFMANN, GESCHICHTE DER GEOGNOSIE
UND SCHILDERUNG DER VULKANISCHEN
ERSCHEINUNGEN, 1838, S. 328.

Landschaft

Ringsum: Auslaufende Moränenlandschaft. Sanfte Hügel, Felder, Torfmoore in abgelegenen Senken, versprengte kalksteinige Karstauswüchse mit Eichenhainen, Kastanienbäumen, scharfem, dünnhalmigem Gras auf den Kämmen, die sich gebirglicher geben, als sie sind, doch einen Ausblick bieten: über das Hügelland, die Kuppen, besteckt mit Kirchen und Dörfern und hier und da einer burgichten Ruine, die allerdings in Wirklichkeit zerfallendes Überbleibsel des Ersten Weltkriegs ist. Ihre Lieblichkeit verdankt die Landschaft einer gewaltigen Materialverschiebung, Gletscher, Felsen, Masse, die es bis hierher gebracht hat, unweigerlich unter einem Lärmen, das weit über das Grollen eines *Rombo* hinausgeht. Kein *präludirendes Getöse*, wie man es vor zweihundert Jahren nannte, sondern ein anhaltendes Tosen, dem kein menschliches Ohr gewachsen gewesen wäre.

Nach Süden ergeben sich die Hügel dem Flachland, der Größe des Himmels, der Offenheit des Meers. Riesige Maisfelder, Industriestreifen, Autobahn, Kieswerke an den Flüssen, die in die Adria münden. Piave, Tagliamento, Isonzo, ein jeder Fluss führt sein Teil Alpen ab, dolomitige Metamorphite, Voralpenkonglomerate, die karstigen Kalksteine im Isonzo, deren grelles Weiß man bis heute den vielen Knochen der gefallenen Soldaten der Isonzofront zuschreibt. An klaren Tagen sieht man von den Hügelkuppen bis ans Meer, die mit Inselbüscheln betupfte Lagune von Grado, die kantigen Hotels der Badeorte wie scharfe ungleiche Zähne am Horizont.

Der Fluss, der diese Hügelgegend bestimmt, ist der Ta-

gliamento. Ein Wildfluss, wie es heißt, doch das Wilde ist außerhalb der wenigen Wochen reißenden Wassers nach Schneeschmelze und Sturzregen eher die Leere, die Riesigkeit des ungeregelten Steinbetts, die Willkür der spärlichen Rinnsale, die sich ihre Wege und Verläufe immer wieder neu suchen. Beim Eintritt aus den Bergen in die Moränenlandschaft knickt der Fluss von seinem Verlauf nach Osten in Richtung Süden ab und nimmt die Fella von Norden auf, zögernd, unschlüssig beide, türkis und weiß, die Unschlüssigkeit hat ein riesiges dreieckiges Kiesel- und Schotterfeld entstehen lassen, das die Karnischen Alpen von den Julischen Voralpen trennt, eine helle Fläche wie Versehrung, ein Zögerraum vor dem Hintergrund der Bergtäler, vor den abgeschiedenen Zonen mit ihren eigenen, von schwindender Nutzung abgestumpften Sprachen, ihren schrillen, hilflosen Liedern und ihren vertrackten Tänzen.

Die Friedhöfe der Dörfer im Hügelland haben ihre eigenen kleinen abgelegenen Kuppen mit Kirchlein und Blick nach Norden, auf die Berge, den Einschnitt des Tagliamentotals, die schmale Passage des Fellatals, durch das die Römer nach Norden und die Kelten nach Süden zogen. Nach Nordwesten liegen die Karnischen Alpen, klüftige Spitzen hinter Voralpenketten, ein Bilderbuch der Gewaltigkeiten, die sich zur Entstehung dieser Gebirge ereignen mussten. Das Bilderbuch steht genau auf der unsicheren Überlappung zweier Kontinentalplatten, denen so, wie sie liegen, nicht wohl ist. Ihr Unmut strahlt nach Osten aus, in die Bergtäler der Italia Slava und bis ins liebliche Hügelland nördlich des Küstenstreifens.

Nach Nordosten geht der Blick auf die Julischen Voralpen und Alpen, den je nach Licht und Klarheit grauen, blauen, violetten, orangen Riegel des Monte Musi. In jedem Licht

sind die Hänge schroff, eine dunkle Schranke, unerklimmbar, unübersteigbar, am östlichen Ende überwölbt von der kalk- oder schneeweißen Kuppe eines Berges, dem Monte Canin, dem stumpfen Eck- und Grenzzahn eines Tals im Dahinter.

Zwei Zonen treffen vor dem Gebirge aufeinander, kontinentales und mittelmeeisches Klima, die Winde, Niederschläge und Temperaturen zweier Migrationsfelder zu Lande und zur See. Gewitter, Stürme, Regenfluten, Erdbeben, die unentwegt an den Spuren der Menschenwanderungen schleifen, die sich durch diese Gegend ziehen und sich, egal wie verschliffen, doch nie tilgen lassen. Der Himmel gibt sich dunkelstimmig, der *Rombo* ist nie weit.

Beben

Das Erdbeben ist überall. In den efeuüberwucherten Trümmern eingestürzter Häuser an der Staatsstraße Nummer 13, in den Rissen und Narben der großen Gebäude, den geborsenen Grabmälern, den Schiefheiten wiederaufgebauter Kathedralen, den leeren Gassen der bienenwabig verschachtelten alten Dörfer, den hässlichen neuen Häusern und Siedlungen, die sich am Sehnsuchtsort Vorstadt aus amerikanischen Fernsehserien orientieren. Draußen auf dem Feld stehen die neuen Häuser, abseits der erschütterten Orte, oft nur einstöckig, Hauptsache, nicht zu viel fällt einem aufs Haupt, falls es noch einmal ... – wie in *jenem* Jahr, dem Erdbebenjahr 1976. Jetzt liegt es ein halbes Leben zurück oder mehr, aber die Schrift, mit der es sich in aller Gedächtnis eingeschrieben hat, ist nicht verblasst, sie wird immer wieder neu gekerbt vom Wiedererinnern, vom Reden über all

die Wos und Wies, vom Schutzsuchen und Ängsten und Horchen auf weiteres Grollen, in Garagen, im Freien, an den Familienfiat gepresst, unter Trümmern, zwischen Toten, mit einer Katze im Arm. Mit all den heraufbeschworenen Bildern könnte man die ganze Strecke auslegen von hier, dem Friedhof mit Nordblick, bis zu der fernen lilablauen harsch schraffierten Kette des Monte Musi, eher Maul- und Schnauzengipfel als Musenberg, Zacken um das Maul für den Eckzahn Monte Canin. Alles gebirgig buchstabiert. Am Ende findet sich vielleicht sogar ein unverhofft gebahnter Weg bis zu ihrem Kamm, von dem man aus in das Tal zu Füßen des Monte Canin schauen würde, ein kleines Flusstal, das im rechten Winkel zu der mit Erdbebenerinnerungsbildern ausgelegten Strecke stünde. Windstille wäre für einen solchen Tag der Bilderauslegung zu erhoffen, eine feierliche Windstille, in der man den Bilderweg abschreiten könnte.

Doch der Tag ist windig. Gleich an der Mauer mit Blick auf die im schattenlosen Licht wie zusammengefalteten Berge, an einem betonversiegelten Grab, glatt und weiß mit einem Kranz aus blass gewordenen Plastikblumen, steht ein kleiner Mann mit weißem Haar und schlimmen Zähnen und spricht in sein Telefon. Er beschreibt das Grab, betont, dass es sauber und aufgeräumt ist, und spricht langsam die Namen darauf aus und lässt auch den Kranz nicht unerwähnt, allerdings ohne auf die Erblasstheit der Blumen hinzuweisen, und sagt zum Schluss wie in Erwiderung auf die Stimme am anderen Ende: Die Erinnerung ist ein Tier, das aus vielen Mäulern bellt.

Anselmo

Der kleine Mann mit den weißen Haaren und den schlimmen Zähnen heißt Anselmo. Er ist Gemeindearbeiter und ersucht immer um Arbeit am Friedhof. Es gibt hier viel zu tun, die Erdschicht über dem Felsbuckel des Hügels ist dünn, und die Anzahl der Gräber ist begrenzt. Die Kolumbarien werden erweitert, Gräber geebnet, Gebeine ins Beinhaus verbracht, Bäume beschnitten und gefällt, die Grabplatten und Grabsteine auf ihre Stabilität geprüft. Anselmo kennt sich aus. Er weiß, an welchen Stellen Gräber absinken, welche Schäden an Grabsteinen entstehen können und welcher Grabplatz im Falle eines Erdbebens am sichersten ist. Von Mausoleen rät er ab und verweist auf die Risse in den Wänden der prunkenden Familiengrabstätten. Er verwickelt die Grabbesucher gern in Plaudereien und bietet sich auswärtigen Hinterbliebenen als Vertrauensperson an.

Der Friedhof ist ein empfohlener Zwischenhalt für Wanderer und Radler, denn an der Nordwestseite der Mauer ist eine lange Panoramatafel angebracht, auf der man den Namen eines jeden Gipfels lesen kann. Das Halbrund der Gipfel und Kämme, die wie eine bergende Umarmung die Moränenlandschaft nach Westen, Norden, Osten umgeben, liegt auf der Panoramatafel wie eine gerade Kette vor den Betrachtern, die sich erst einmal an diese Verzerrung der Landschaft gewöhnen müssen und die Blicke immer wieder zwischen Abbildung und Gebirge hin- und herwandern lassen, wobei sie mit den Fingerspitzen über die Gipfel auf der Panoramatafel fahren, als könnten sie dort ihre Beschaffenheit ertasten. Auch an diese Ausflügler tritt Anselmo gerne heran und erklärt die Landschaft. Immer lenkt er den Blick auf den Monte Canin und seine bis in den Frühling be-

schneite Kuppe und erwähnt, dass er im Schatten dieses Berges aufgewachsen sei. Wenn der Gipfel von Wolken verdeckt ist, sagt Anselmo: Heute will er sich nicht zeigen. Das macht er oft. Er zeigt sich nur, wann er will. Der ist ein ganz Launischer, der Canin.

6. Mai

Am Morgen des 6. Mai legt sich kurz ein rosiges Licht über den verbliebenen Schnee auf dem Gipfel des Monte Canin. Es verblasst bald, die Sonne hält sich bedeckt. Es ist still auf den Hängen an diesem Morgen im frühen Mai im Tal, kalksteinweiß und grün von Buchen und Haselgebüsch, grausilbrig von Ölweiden am Ufer. Unter dem dünnen Gewölk breitet sich Hitze aus.



Olga geht früh aus dem Haus, die Straße hinunter zum Bus. Später befragt, wird sie sagen: Als ich an jenem Morgen die Stufen zur Straße hinabging, sah ich eine Schlange, eine Carbon, wie sie sonst eher unten am Fluss sind, nicht oben im Dorf. Auf einem Stück Mauer lag sie, als sonnte sie sich, ein schwarzer Stock, dabei schien die Sonne gar nicht, doch es war warm. Der Kuckuck hat gerufen, pausenlos, schon am Morgen. Daran, an den Kuckuck und an diese Schlange und all die Geschichten über diese Art Schlange, die mir dann einfielen, daran erinnere ich mich sehr gut.



Anselmo hilft am Nachmittag beim Sensen. Es ist noch früh im Jahr für den Schnitt. Er wird sich an den Donnerstag erinnern. Das weiß ich noch genau, wird er sagen. Donnerstags kamen wir früher aus der Schule. Ich weiß noch, dass es heiß war, und nach dem Essen mussten meine Schwester und ich auf die Wiese unten am Hang, um beim ersten Mähen zu helfen. Das Gras stand schon hoch.

Die Sonne ist ein grelles Loch in den Wolken an dem Tag, sie brennt den Kindern auf den Nacken, bis es weh tut. Die Grillen ratschen dünn und hastig, als hätten sie es eilig. Die Großmutter schneidet das Gras mit der Sense. Das Gras ist schwer, sie schwitzt, und die Sense stumpft immer wieder ab, öfter als sonst, und die Klinge muss geschärft werden. Die Kinder beeilen sich mit dem Rechen und Schichten. Macht schon!, hört man die Großmutter immer wieder rufen, macht schneller!

Anselmo wird sich erinnern, dass sie böse auf die Kinder war, wegen ihrer Langsamkeit, aber sie ist auch böse auf das Gras, das so trocken und borstig scheint und doch die Sense abstumpft, als wäre es nass. Der Wetzstein schlägt auf die Klinge, und es gibt kein Echo, als schluckte die Luft den Klang. Dabei, wird Anselmo später berichten, dabei hörten wir den Grünfink unserer Nachbarin bis auf die Wiese hinauf.

Der schreit ja, als ob es brennt, sagt der Mann, der das Wiesenstück neben dem ihren mäht. Er holt weit aus und fährt mit der Sense in die Halme, und die Schwaden sinken auf die Erde. Er muss jedoch genauso oft innehalten und die Klinge wetzen wie Anselmos Großmutter.



Am 6. Mai schimmert der Schnee auf dem Gipfel ins schattenlose Morgenlicht. Bei der kleinsten mechanischen Einwirkung können die Schneefelder schnell ins Rutschen kommen und zu Tal gehen. Ein unbedachter Wanderer, ein Steinschlag, das reicht schon aus. Doch um diese Jahreszeit ist niemand dort im Gebirge unterwegs.



Die Schlange, die Olga am Morgen auf der Mauer sieht, ist kohlschwarz. Sie liebt die Feuchtigkeit. Sie lebt im Wasser und zu Lande und hat kein Gift. Bei der Paarung im Frühjahr umwinden die männliche und die weibliche Schlange einander, wie zu einem gedrehten Zopf. Fürchten sie eine Störung, schließen sie sich, so verflochten, zu einem Ring, der bei Berührung von außen einen Stromstoß versetzen kann. Nach der Paarung gehören die beiden Carbon zusammen, bis dass der Tod sie scheidet.



Lina ist nervös an diesem Morgen. Der Zeisig im Käfig ruft jämmerlich. Ihr Bruder sucht Arbeit, und sie weiß, er wird keine finden. Doch anderes bleibt ihr im Gedächtnis.

Was ich vom 6. Mai noch weiß, fängt sie später einmal an, als schreibe sie einen Schulaufsatz: Weil es schon so warm war, häufelten wir an jenem Tag bereits um die Kartoffelstauden auf, das weiß ich noch. Wir haben Sperber gehört, die kurzen scharfen Laute, mit denen sie einander rufen, darüber haben wir geredet. Wir waren zu dritt am Feld. Mein Bruder war damals zurück aus dem Ausland. Er hat immer gern Dinge erzählt, die Angst machten. An dem Tag war es eine überfahrene Schlange vor dem Dorf. Die hatte er gesehen. Wenn es ein Schlangenweibchen war und sie die Eier

noch nicht abgelegt habe, bringe das Unglück, sagte er. Dann krieche die männliche Schlange durchs Dorf und suche den Schuldigen. Bestimmt war es der Busfahrer, hat er gesagt. Ich kenne den Busfahrer, hab ihn auch damals gekannt. Er wohnt nicht bei uns im Dorf. Nach der Mittagsfahrt parkt er immer draußen am Friedhof und macht Jause. Ich habe mich bei der Geschichte meines Bruders gefragt, ob eine Schlange den Busfahrer ausfindig machen könne. Bei der Arbeit kam plötzlich ein kalter Wind auf, ganz kurz. Der Wind kommt vom Schnee, der noch dort oben liegt, sagte mein Bruder. Der Schnee und diese Hitze, die passen nicht zueinander.



Am 6. Mai bedeckt eine dünne weiße Wolkenschicht den Himmel und lässt die Sonnenstrahlung durch die vielfache Brechung in den winzigen Dunsttröpfchen besonders stechend werden. Am Mittag kommt es zu einer merkwürdigen Erscheinung. In einer doppelten Spiegelung stehen kurz zwei blasser Sonnen direkt über dem verschneiten Gipfel des Canin, Auge in Auge mit der Sonne, die diesig über dem Tal gleißt. Die Doppelsonne löst sich bald auf.



In den Wiesen stehen schon Wolfsmilch, Flockenblumen, Lichtnelken, an den Wegrändern blauer Günsel. Und die blassrosa Silene. Hier heißt sie Sclopit. Die Blüte besteht zum größten Teil aus einer zweiteiligen Blase. Kinder zupfen die Blüten ab und drücken sie auf den Rücken der zur Faust geballten Hand, so dass sie mit zwei kurzen Knallen platzen. Das hört sich an wie Sclo-pit. Die Blume ist benannt nach diesem Laut der berstenden Blüte. Die Blätter des Sclo-